

Bei dem ältesten Wiener „Achtundvierziger“.

Der Leutnant a. D. der „Totenkopf“-Mediziner.
— Das 95jährige „Wunderkind“ als Senior
der 70. Märzfeier.

Ein Besuch bei dem 95jährigen ältesten akademischen Legionär von 1848, der zugleich der älteste Arzt Wiens und Oesterreichs, wahrscheinlich auch der älteste Bürger von Wien ist, und wen findet man? Ein „Wunderkind“, dem fünf Jahre auf das wohlgezahlte Jahrhundert fehlen. Einen — es ist nicht zu leugnen — etwas kurzschäftigen, schwerhörigen, weißhaarigen Herrn, der aussteht, wie Bismarck in Barzin. Ein wenig erkältet und kriegsschlant geworden, hütet der alte Herr das Haus, aber er kann sich noch elastisch stramm aufrichten und beherrscht mit der Lebendigkeit eines „Jungen“ das Gespräch. Und nicht etwa nur ein Thema, das sechzig, siebenzig Jahre alt ist! Dieser Wundermann, der so leicht hin und vertraut von Kameraden spricht, deren Söhne heute Greise sind, dieser längst „inaktive“ Leutnant der „Ersten Medizinerkompagnie“ vom März 1848, spricht über das, was heute auch die Jüngsten interessiert: Ueber Prest-Litowol, über Rumänien, den Krieg im Westen und über die neuesten städtisch rationierten „Wochenabgaben“.

„Dr. med. Michael Alfred Scheff, emeritierter Dozent der Wiener Universität, Bürger von Wien.“ so sagt das Türtäfelchen aus, das im ersten Stock des Hauses IX., Säulengasse 12 im März 1918 die bürgerliche Stellung der — natürlich — „ältesten Hauspartei“ verzeichnet. Vor 70 Jahren hätte die Tafel gelautet: „Leutnant der Totenkopf-kompagnie der Wiener Mediziner...“ Der „ersten Kompagnie“ der akademischen Legionäre, die einen silbernen Totenkopf an der Mütze trugen, keinen Orden gaben und nahmen.

Der hohe Neunziger, der sich gar nicht in die Rolle des „hohen Alters“ fügen will, war einst ein sehr gesuchter Arzt, der auch im Hause Erzherzog Karl Ludwigs verkehrte. Längst hat er seine Praxis (und wie man sieht, mit erstaunlichem Erfolge) auf sich selbst beschränkt. „Eine Krankheit, die ohne Fieber kommt, heilt von selbst.“ Das ist sein Grundsatz. Vor kurzem glitt der Greis aus und brach das Schlüsselbein. Statt einen Arzt zu rufen, legte er sich eine selbstverfertigte Binde an und binnen wenigen Wochen hatte er sich selbst zu Hause geheilt.

„Ich nehme prinzipiell nichts „ein“, ich kenne keine „Mittel“,“ sagt der Methusalem von der Säulengasse. „Voriges Jahr mußte ich allerdings ins Spital gehen. Ins Allgemeine Krankenhaus. Aber wenn der Arzt zu mir ans Bett trat und fragte, wie 's mir gehe, rief ich laut: „Gut geht 's! Sehr gut!“ Ich wußte, daß es den Ärzten unangenehm ist, wenn man ihnen viel vorjammert. Sie selbst müssen finden, was zu tun ist... Ich bin,“ sagt Dr. Scheff dann im Laufe des Gespräches, „nie in meinem Leben ein Nachtschwärmer gewesen. Um zehn Uhr war ich zu Hause, ich hatte auch nichts vom Studieren in der Nacht. Ich stehe um halb acht Uhr auf und gehe um neun Uhr schlafen. Meine gute Frau liest mir die Zeitungen von Anfang bis Ende vor, und mich interessiert alles!“

„Ob auch ich den Krieg spüre? Da werd' ich Ihnen etwas zeigen.“ Und der greise Achtundvierziger Legionär steht auf und holt seinen — Hut, den er aufsetzt. Mit betrübter Miene demonstriert er, wie ihm der Hut in die Stirn fällt.

Manlich, der Kopf ist nicht kleiner geworden. Aber die Fettschichte der Haut schwindet, und so wird einem, was man sich oft nicht erklären kann, ein Gut „zu groß“.

Das Gespräch wendet sich dann Lebensmittelfragen zu. Der Fünfundneunzigjährige muß seine „einzige Medizin“, wie er traurig sagt, die Fleischkost, vollständig entbehren. „Ja, hungere.“ Wer soll sich auch für ihn um Fleisch anstellen? Das teure Geflügel kann er sich nicht leisten. Kein Fett, kein Mehl... Und er, der einst passionierte Virginier- und Kubaraucher, kann jetzt nicht eine Zigarre, die er leidenschaftlich liebt, erlangen. In seiner Verzweiflung hat er zur Pfeife mit — Tabakerfasz gegriffen. Wenn man alt wird, bleibt einem auch der „Balkstadel“ nicht erspart. Nur eine Milchkarie hat Wien für den greisen Achtundvierziger übrig. Also auch „der älteste Milchkariebesitzer“.

„Im Jahre 1848, als wir vierundzwanzigstündigen Wachdienst in der Aula hatten, kamen Frauen mit Handwagen voll Lebensmitteln, und wir aßen, tranken und — bezahlten natürlich. Könnten nicht heutzutage solche ambulante Lebensmittelwagen in den Straßen als Lebensmittel eingeführt werden? Was nützt es, wenn ein Abgeordneter ein paar Erdäpfel zur Veranstaltung eines Spektakels ins Parlament bringt? Warum hat man gewartet, bis wir von Wucherern ausgeplündert werden? Warum hat man nicht eingekauft, in großen Mengen für Wien eingekauft — als alles noch da war?“ Unmutig schlägt der Greis mit der Faust auf den Tisch.

„Dieser Krieg muß jetzt zu Ende gehen,“ meint er nachdrücklich. „Das heurige Frühjahr ist doch nicht mehr so mit schwarzem Flor verhangen, wie das vorjährige. Deshalb könnten wir Legionäre es vielleicht doch wieder für zeitgemäß halten, am 13. März zu Ehren der Freiheit uns ein bißchen zu „versammeln“. Wir müssen ja doch einmal Abschied nehmen... Von 153 sind wir nur mehr neun „Leute“. Zudem sind 's heuer gerade 70 Jahre. Wenn es nur halbwegs geht, werde ich sprechen! Wir müssen sozusagen unser politisches Testament machen. Vor allem das Reichsvolksschulgesetz den folgenden Generationen ans Herz legen. Gerade dieser Krieg hat bewiesen, welche Früchte die „Neuschule“ gezeitigt hat. Es konnten zahlreiche intelligente Frauen und Mädchen in Kellern und Kanzleien mit ihren Ersparnissen der Armee die wertvollste Hilfe leisten. Die Armee hat nur mehr sehr wenig Analphabeten, es gibt deren in Oesterreich überhaupt nur mehr bei solchen vorgerückten Jahrgängen, die von der seinerzeitigen obligatorischen Schulpflicht als „Altersüberschrittene“ nicht mehr erfasst werden konnten. Und würde heute das Schulgesetz so gehandhabt werden, wie es sanktioniert wurde, so würde überhaupt kein Analphabet mehr nachwachsen.“

Lebhaften Auges, mit jugendkräftigem Eifer steht der fast Hundertjährige auf. Er ist wieder ganz der redegewandte Propagandist, der 1848 von Unger und Fischhof „in die Provinz“ hinausgeschickt wurde, um dort die Aufklärung zu verbreiten. „Ich kann nur eines bedauern,“ sagt er sanfter und mit Sorge im Tone. „Das ist, daß die nächste Generation denn doch leider nicht die wünschenswerten physische Stärke aufweisen dürfte. Was heißt jetzt: „Kriegsmatur“, „Kriegsrigorosum“... Welch fleißigen Lernens wird es bedürfen, um die vielen Lücken des Studiums auszufüllen! Aber ich bin fest davon überzeugt: Das Volk wird gereinigt und erhoben aus dieser schweren Zeit hervorgehen...“

Behutsam, sorglich naht sich dem Greise die — viel jüngere — Gattin des ältesten Wiener Achtundvierzigers mit dem Täschen leeren — Kriegstee. Es ist „spät“ — für die Begriffe eines Mannes von 95 Jahren. Und mit einem recht kräftigen Händedruck entläßt Herr Dozent Dr. Scheff den Besucher.